



[BUCH-TIPP](#)

[Archiv](#)

[Rezension](#)

[Download als  
RTF-File](#)

## SWR2 Buch-Tipp

am Montag, 24. Juli 2000, 16.55 bis 17.00 Uhr, SWR2

**Alfred Kerr**

### » Warum fließt der Rhein nicht durch Berlin?«,

Hrsg. Günther Rühle

Aufbau Verlag, DM 59,90

Rezension von Patrick Horst

„Es riecht nach Frühling“, notiert Alfred Kerr in seinem Berliner Brief vom 7. März des Jahres 1897. Das ließe sich auch insgesamt von diesem Buch sagen, welches die Reihe der Berliner Briefe fortsetzt, mit deren Wiederentdeckung Herausgeber Günther Rühle vor nun bald drei Jahren eine literarische Sensation auslöste. Es sind vor allem die Frühjahrsstücke, die scheinbar belanglosen Plaudereien, die Nachrichten aus dem Sommerloch, die bei der Edition des ersten Bandes dem Rotstift des Herausgebers zum Opfer gefallen waren und nun doch noch das Licht der Öffentlichkeit erblicken dürfen. Wer aber vermuten wollte, dass hier nur die literarische Spreu aufgelesen werde, um dem Verlag noch eine weitere reiche finanzielle Ernte einzufahren, der sei vor diesem folgenschweren Irrtum gewarnt: Ihm würde ein literarischer Hochgenuss entgehen!

Auch wenn nichts los ist in Berlin, Alfred Kerr schlägt noch aus dem Nichts Funken. Schon allein wie er die Nachricht von der Sauregurkenzeit überbringt, das macht ihm so schnell keiner nach: „Berlin ist leer“, lesen wir da: „Die Stadt zählt sonst, wie ich sagen hörte, eine Million und siebenhunderttausend Einwohner. Jetzt ist 'alles' verreist. Es sind höchstens eine Million und sechshundertneunzigtausend Einwohner noch anwesend. Die Stadt ist verlassen.“

Gerade weil das kulturelle Leben in der Reichshauptstadt in den Frühjahrs- und Sommermonaten oftmals nur so dahinplätschert, kann Kerr sich umso ausgiebiger seinen Beobachtungen und Einfällen überlassen. Und seinen Empfindungen! Das macht nicht den geringsten Genuss dieser Briefe aus: dass sein Schreiber sich voller Lust seinen Schmetterlingsgefühlen hingibt und den „reizenden Tiergartentöchtern“ hinterherschwärmt, die da so „andante“ dahineilen, weil sie - versteht sich - namenlos wichtige Besorgungen zu machen haben. Selbst noch den Insekten dichtet der beschwingte Feuilletonist Frühlingsgefühle an, sieht sie wie betrunken an die elektrischen Lampen und an die Häse der Mädchen, ja am Ende noch in deren Schlagsahne fliegen. Uns so hören wir, singgemäß, nicht gerade selten den Ausruf des lebensgierigen Flaneurs: „Hol' der Deibel die Zeitungsschreiberei. Heute ist wundervolles Wetter.“

Es ist ein nicht unbeträchtliches Vergnügen, sich von Kerr an die Hand nehmen und im Berlin der Jahrhundertwende umherführen zu lassen. Ob im Tiergarten West oder im Friedrichshain Ost, ob im Gerichtssaal von Berlin-Moabit oder im Foyer des Berliner Theaters, ob im Zoologischen Garten, auf dem „Sportplatz des Westens“ oder auf einer der unzähligen Gesellschaften, auf denen, so will es die neueste Mode, nur noch Maibowle getrunken wird, immer hat Kerr Heiter-Amüsantes und nicht selten auch Entlarvendes über seine Zeitgenossen zu berichten. „Man pinschert sich halt so durch“, sagt eine junge Berlinerin - und trifft für Kerr



damit den Zug der Zeit: „Vieles Schicksalsmächtige droht, man hat's nicht leicht, und es ist aller Ehren wert, wenn man sich glücklich an das hohe Ziel durchpinschert - nämlich an das Ende der Sackgasse.“

Natürlich hat Kerr wieder einige fulminante Theaterkritiken zu bieten und - ungeachtet des Damoklesschwertes preußischer Zensur - auch jede Menge herrlich boshafter Seitenhiebe auf die wilhelminischen Kulturbeamten, die Mächtigen- Großpolitiker, auf die „parvenunmäßig emporschießenden“ Gesellschaftslöwen und so manchen verschwiemelten Herren Professor, der oben auf dem Katheder „auf- und abschnarcht“, während unten im Auditorium „die Leidtragenden“ ebenfalls vor sich hin schnarchen. Und - muss es eigens erwähnt werden? - selbstverständlich bekommt auch Maximilian Harden, der andere große Kritiker jener Zeit, sein Fett weg. Alfred Kerr hat für den Konvertiten nur das wenig schmeichelhafte Wort vom Apostaten, vom Abtrünnigen und Verräter also, übrig.

Fazit: Kerr bietet eine höchst amüsante und bei aller Polemik doch anspruchsvolle Gesellschaftssatire, wie man sie heute, wo die „Berliner Verhältnisse“ kaum weniger Anreiz zu Belustigung und Spott bieten würden, leider nirgends geboten bekommt. Doch es bleibt der Trost, dass diese Briefe Kerrs in der Tat so gelesen werden können, als wären sie „in die heutige Hauptstadt geschrieben“, wie Herausgeber Günther Rühle in seinem Nachwort meint. Noch in dem Nachruf auf Bismarck, zweifellos ein Glanzstück des Bandes, kann man, zieht man nur einige Details ab, ebensogut den Nachruf auf den anderen „Kanzler der Einheit“ lesen, der das noch stark vom Bonner Klima geprägte Hofschranzentum in diesen Tagen so erschüttert, während die Berliner und die meisten Bundesbürger weiter ungerührt vor sich hin pinschern.

**Bitte beachten Sie:**

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.